

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 2

Artikel: Museumsgänge im Spätherbst und Winter
Autor: P.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663301>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MUSEUMSGÄNGE IM SPÄTHERBST UND WINTER

Wer hätte nicht schon Lust verspürt, im Spätherbst und Winter an einem nebligen, unfreundlichen, feuchten Samstagnachmittag oder Sonntag ein Museum zu besuchen? Wir alle sind sonst nicht so sehr für Museen zu haben, so interessant sie auch sind. Wir ziehen das Leben, die Gegenwart und Spekulationen in bezug auf die Zukunft dem Studium der Vergangenheit meist vor. Wir Heutigen haben nicht mehr soviel Zeit, in der Vergangenheit zu kramen und sind dem Beschaulichen leider überhaupt etwas abhold geworden. Die Gegenwart beansprucht unsere Aufmerksamkeit viel zu sehr. Wie sollte man im Zeitalter des Radios und des Fernsehgerätes noch Zeit und Lust haben, um in einem Museum alte Dinge hinter Vitrinen zu betrachten, die so und so alt sind und die zu irgendeiner Zeit Lieblingsgegenstände irgendeines mehr oder weniger bekannten Fürsten oder Feldherrn waren?

Und doch gibt es noch Feinschmecker unter uns, die solche Museumsbesuche, die ja nicht zu jeder Jahreszeit passen, auf den Spätherbst und Winter aufschieben, um einmal in alten Schätzen, die einem zwar nicht gehören, zu schwelgen. Die Museen öffnen ihre Pforten immer pünktlich. Keine Minute zu früh und keine zu spät, und ebenso pünktlich werden diese Stätten des Wissens wieder geschlossen. In der Zwischenzeit hat man Musse, entweder durch ein Museum zu «stürmen», um einen «Gesamteindruck» zu erhalten, oder aber fein säuberlich nur eine bestimmte Abteilung unter die Lupe zu nehmen, diese aber gründlich zu studieren. Das exakte Forschen liegt nicht jedermann und so wollen wir es jenen nicht übel nehmen, die in kurzer Zeit alles gesehen haben wollen. Das liegt nämlich im Zuge unserer Zeit und ist eine Art jener flüchtigen Amerikanitis, die uns alle ein wenig angesteckt hat oder noch anstecken wird, sofern wir noch in einem Alter sind, wo man sich

ändert und sein Wesen noch den Zeitströmungen anzupassen weiss. Nicht bewusst natürlich, sondern ganz unabsichtlich.

Es sei aber hier verraten, dass sich unsere Museen ebenfalls anzupassen wussten. Sie wissen, dass die Zeit ausserhalb ihrer Häuser nicht stille steht, dass «man» immer mehr und grössere Ansprüche an Darbietungen aller Art stellt und mussten wohl oder übel mitmachen. Nicht dass sie ihr Ausstellungsgut etwa modernisiert hätten und einem alten Schützen aus der Zeit Napoleons oder noch viel weiter zurück etwa eine Maschinenpistole in die Hand drückten. Das wäre des Guten zu viel. Aber sie haben die Vitrinen und Räume selbst so modernisiert, dass heute ein Museum nicht mehr jenes Beigeschmäcklein von langweilig oder muffig an sich hat. Ganz im Gegenteil: Man sehe sich nur einmal das Landesmuseum in Zürich oder das Historische Museum in Bern in seinem seit einiger Zeit neuen Kleide an. Man staunt, was da alles getan wurde und wie geschickt man bei der Umgestaltung unserer Museen vorgegangen ist. Eine ganz moderne Darstellungsart hat das schon seit etlichen Jahren der Oeffentlichkeit übergebene Naturhistorische Museum in Bern, wo die dort gezeigten, ausgestopften Tiere nicht leer und kalt in einem Raum stehen, zu dem sie keine Beziehungen haben. Jedes Tier erhielt als Hintergrund die Landschaft, in der es lebt. Jedes ausgestopfte Tier wird hell beleuchtet und benimmt sich so natürlich in seiner tropischen oder nordischen Umgebung, dass man nochmals hinschaut, weil man glaubt, es habe sich tatsächlich bewegt. — Um die Natürlichkeit der Umgebung noch realistischer zu gestalten, hat die Museumsdirektion sogar Schilf oder Steppengras oder Teile von Büschen in der Vitrine angebracht, die zum Beispiel dem Zebra oder der Antilope gut vertraut sind. Schilf und Steppengräser sind während langer Zeit haltbar und vermögen bei einer entsprechend gemalten Kulisse, die den Hintergrund bildet, Wunder zu wirken.

Wer hat aber schon einmal das Wachsfigurenkabinett in London besucht? Man kommt dort immer wieder in Versuchung, einen der wachsenen Polizisten am Eingang anzureden, um etwas zu fragen, denn die Londoner Bobbys sind bekanntlich sehr zuvorkommend und geradezu wandelnde Auskunftsbüros. So recht und realistisch wie das von der ehemaligen Schweizerin, Mme Tussot, geschaffene Wunderreich ist kein anderes Museum der Welt. Wir wandern dort schaudernd in fin-



Alte Gotthardpostkutsche im Landesmuseum Foto N. Viazoli, Zürich

stere, düstere Kellergewölbe, wo im Mittelalter auf grausame und plumpe Art gefoltert wurde, um Geständnisse zu erpressen. Wir sehen alle die Dامنquetscher und Gewichte, die den an den Knöcheln Baumelnden an die Füße gehängt wurden. Wir begegnen Erkern, die so klein waren, dass der Gefangene weder darin sitzen, noch aufrecht stehen konnte und wir wissen nach dem Besuch des Wachsfigurenkabinetts in London, wie jene Kerker aussahen, in die ein politischer oder Schwerverbrecher verbannt wurde, wenn man ihn in engem Käfig jedem Wetter auf einem Turm oder auf einem hohen Haus aussetzte, um den Gefangenen dort langsam verdursten und verhungern zu lassen. Es genügte der Gründerin des Wachsfigurenkabinetts in London nicht, den Kerker auf dem Dach allein zu zeigen. Sie illustrierte so realistisch wie möglich auch den bleichen, schon halb verhungerten Menschen darin, der sehnsüchtig herunterschaut in die Gassen, herunter zu uns, auf das blühende, fröhliche Leben. —

Und plötzlich wissen wir, dass unsere Zeit doch besser ist, so lange als wir im freien Westen leben dürfen und wir wissen plötzlich mehr instinktiv als bewusst, dass wir es gut haben und dass wir für die Freiheit dankbar sein wollen, die uns umgibt, vielleicht *noch* umgibt. — Das Grauen kann sich beim Besuch des Londoner Wachsfigurenkabinetts richtig in unseren Knochen festsetzen. So aufdringlich realistisch sind unsere Museen nun doch nicht. Sie wollen nicht das Gruseln lernen, sondern zeigen uns viel Kunst und Schmuck, viel Gediegenes aus alter Zeit und sehr viel Beschauliches und Edles. Denken wir nur an die wunderschönen Zinnkannen aus alten Zeiten, an Vasen und Gefässe überhaupt. Und wie freuen sich unsere Frauen, wenn sie glitzernden Schmuck in gut bewachten Vitrinen bewundern dürfen. Und der stille Liebhaber freut sich vielleicht über die gemalten Delphine auf den Mosaiksteinchen eines römischen Bades, das irgendwo in Helvetien ausgegraben wurde. Und wie stolz sind wir Eidgenossen auf unsere Vergangenheit! Die Kelten und ihre feine Kunst, die in Schaffhausen kürzlich einem breiten Publikum zur Verfügung stand, ist ganz besonders wert, aufmerksam gewürdigt zu werden. Eine in der Schweiz längst untergegangene Kultur eines stolzen, eigenwilligen und kühnen Volkes, das gepflegtere Sitten und Gebräuche kannte als später die germanischen Alemannen, spricht zu uns Nachfahren und wir hören diese unaufdringliche Sprache gerne.

Das Museum vermittelt uns doch das und jenes, auch den Temperamentvollen und Unsteten unter uns, die sich durch die Leinwand längst daran gewöhnt haben, in wenigen Minuten Abstecher in alle Ecken und Enden der Welt zu machen. Auch das ist schön und wundervoll. Wir wissen vielleicht viel zu wenig, wie gut wir es eigentlich haben. Der eine Genuss braucht aber den andern nicht auszuschliessen und die November- und Dezembertage locken doch hie und da zu einem Gang in das eine oder andere Museum. P. H.

Emil Schibli

F L I E G E N

Nein, keine mit sechs behaarten Beinen, sondern fliegen. Ich fliege, du fliegst, wir fliegen. Ich war eben dabei, an einer Satzfolge für eine Bubengeschichte zu bauen, als die Telephonglocke schrillte.

«Ja— Schibli.»

Auf der andern Seite der Verbindung befand sich ein sozusagen temporärer Mäzen, ein Geschäftsmann und Kunstfreund, welcher, wie sich aus dem Adjektiv merken lässt, zwar nicht für meinen Unterhalt sorgt (was auch gar nicht nötig ist), aber immer wieder reizende Einfälle hat, für die ich ihm, wenn auch nicht demütig, so doch herzlich dankbar bin. Diesmal fragte er mich, ob ich und meine Frau für ein Flügli frei wären.

«Wann?» fragte ich.

«Jetzt», wurde mir geantwortet. «Ich habe Sie beide in Grenchen bereits angemeldet.»

«Gut», sagte ich. «In Ordnung. Herzlichen Dank!»

Ich konnte so reden, weil ich als ausgedienter Schulmeister nun Herr über meine Zeit bin und mich auch mit dem Unerwarteten arrangieren kann, ohne irgend jemanden um Erlaubnis bitten zu müssen. Das ist, nebenbei erwähnt, eine grossartige Sache und durch nichts anderes aufzuwiegen, insofern man weiss, was man mit seiner Zeit anfangen will. Ich weiss es.